Die Schafkrankheit

Autor(en): **J.K.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Nidwaldner Kalender**

Band (Jahr): **52 (1911)**

PDF erstellt am: **25.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-1007957

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

gegenüber, der die Brandfackel in sein Haus geworfen: „Führe uns nicht in Versuchung!" betet der Alte, den Gedanken der Rache an seinem Feinde niederkämpfend. Im siebenten und letzten Bilde sitzt der Greis unter der Vorhalle der abgebrannten Kapelle zu Stansstad. Eine Proklamation mit dem Bilde des Tellen und der Aufschrift: „Freiheit, Gleichheit" ist an die geschwärzte Mauer angeschlagen; eben werden wackere Männer von Nidwalden gefesselt fortgeführt; niedergebeugt fleht der alte Mann zum Himmel: „Erlöse uns von allem Uebel!"

J. Martin Usteri (geb. 1763, gest. 1827) war nicht nur Künstler, er war auch Dichter. Es spricht ein wirklich poetisches Empfinden aus den Bildern seines „Vater unser". Die Reproduktion ist eine für die damalige Technik sehr glückliche und sorgfältige.

Dem gleichen Künstler verdanken wir auch den: „Dankpsalm eines Unterwaldners". Eine Reihe von Darstellungen als Gegenstück zum „Vater unser". Sie sind im Taschenbuch: „Klio und Euterpe" 1806 erschienen, die Bilder in Kupferstich wiedergegeben von Paul Jakob Laminit, mit ausführlichem begleitendem Texte von G. A. Neuhofer. Es sind wiederum die zwei Gestalten des Greisen und seines Enkels, die uns auch auf diesen sieben Bildern begegnen. Sie bringen die allmählige Wiederkehr besserer Verhältnisse, den Gottesdienst in neuerbauten Kirchen, die Rückkehr der Gefangenen, die freie Abhaltung der Landesgemeinde usw. zur Darstellung. Wie zu Beginn des ersten Bildes im „Vater unser", steht am Schlusse des „Dankpsalm" der Greis neben seiner neuaufgebauten Hütte am Stanserhorn. Friede und Sonnenschein ruht über Berg und Tal. Segnend legt der alte Aelpler, dem inzwischen zum stattlichen Jüngling gewordenen Enkel die Hand aufs Haupt, mit fromm vertrauendem Aufblick nach oben. Er betet zum Herrn mit dem Psalmisten: „Hilf deinem Volke und segne sein Erbe und weide und behüte sie ewiglich". — Der begleitende Text trägt den Stempel des ersten Jahrzehntes unseres Jahrhunderts. Es weht ein warm patriotischer und ein sehr menschenfreundlicher, gemeinnütziger Geist durch denselben.

Die Schafkrankheit.

Von J. K.

Vielleicht denkt der eine oder andere, da ist sicher ein Druckfehler im Titel; man hört ja viel von der Schlafkrankheit, die in heißen Ländern besonders unter den Negern so viel Opfer fordert, aber von einer Schafkrankheit habe ich noch nichts gehört, außer sie beziehe sich eben auf Schafe. Aber dann wäre der Titel wohl zu wenig präcis, denn bei den Schafen gibts doch wohl mehrere Krankheiten, wie bei anderm Vieh. Alles recht — ganz gut — ganz logisch! Aber dennoch handelt es sich hier um eine Schafkrankheit am Menschen und zwar ist derjenige, der davon befallen wurde, nicht etwa im bildlichen Sinne ein Schaf gewesen, sondern ein ganz gescheiter Kerl, ja was sag ich, solche gibts noch viele, aber er war sogar ein Dr. juris. Zum Voraus ein Beweis, daß auch die größte Intelligenz nicht gefeit ist gegen dieses Uebel. Darum, günstiger Leser, nimm dich in Acht. Die Geschichte diene dir zum warnenden Exempel. —

„Wie gehts im neuen Hausstand, lieber Max?" fragte der junge Dr. med. Hans Findig seinen Studienfreund von der Rechtsgelehrtheit, als er ihn einige Monate nach seiner Verheiratung — die Hochzeitsreise hatte sich etwas in die Länge gezogen — wieder einmal traf.

„Bah, das kannst du dir doch denken, daß ich glücklich bin mit einem so lieben Frauchen! Du kennst sie ja. Mach nur, daß du auch bald so eine bekommst!"

„Wirklich, ich beneide dich und ich wäre der Letzte, auch nur von ferne zu vermuten, es gebe irgend ein Haar in der Suppe in eurem jungen Glücke."

Nach diesem Vokativus des Mediziners blieb Freund Hans etwas nachdenklich stehen und sagte dann schließlich fast etwas verdrüssig:

„Nein Hans, es handelt sich hier nicht um ein Haar in der Suppe, eher im Braten."

„Schau, schau!" rief der andere. „Es scheint also doch nicht alles zu klappen. Aber du sprichst in Rätseln. Heraus mit der Sprache, altes Haus! Vielleicht habe ich dir ein Mittel dagegen. Ich bin ja doch der Dr. Findig!"

Nun gabs eine längere Besprechung unter den beiden Freunden, von der vorläufig nur Notiz genommen wird. Es war eine Art Verschwörung und mit einem alles besiegelnden freundschaftlichen Händedruck trennten sich die Beiden.

* * *

In gehobener Stimmung eilte Max seinem trauten Heim zu, wo die junge Frau schon das Abendessen für ihn bereitet hatte. Sie setzte ihren Stolz darein, die Haushaltung selbst zu besorgen. Und was will das eigentlich heißen für eine gesunde, junge Frau und in der Stadt, wo man alles so bequem eingerichtet hat? Da kommen Fleischer und Bäcker ins Haus mit jeglicher Ware, die man per Telephon bei ihnen bestellt. Man kocht natürlich mit Gas oder Elektrizität. Und dazu hatte sie noch das Glück, daß ihr Mann so überaus genügsam war. Das Erste, was sie ihm gekocht hatte, war ein ausgezeichneter Schafbraten gewesen; Max konnte nicht genug rühmen, wie gut er ihm schmecke und wie er das Schaffleisch überhaupt allem andern vorziehe.

Von da an hatte sie sich bestrebt, dieser seiner Leidenschaft in jeder möglichen Form gerecht zu werden, ja, sie war sogar heruntergestiegen bis zu dem fast etwas plebejischen „Häfelikabis" (Schaffleisch mit Kohl), der besonders im Lande der Kapadozier berühmt ist als Kilbispeise. Auch diese wohlduftende Speise hatte ihr lieber Mann als ein Meisterstück der Kochkunst gerühmt. Und dann gabs ja auch noch Coteletten, Gulasch und anderes aus Schaffleisch, sodaß sie wenigstens drei Tage lang immer verschiedene Sorten davon aufstellen konnte. Eine Glanzleistung von einer jungen Frau, nicht wahr! —

Diesen Abend gabs Gulasch à la hongrois. Max mußte diesmal offenbar mit dem Lob etwas zurückhaltender gewesen sein oder nicht jenen Appetit entwickelt haben, den er sonst gehabt. Erica fragte ihn besorgt, ob ihm die Speise nicht munde, oder ob ihm etwas fehle. Max wollte seinem lieben Frauchen keine Sorge machen, rühmte das Essen nach Noten — aber das müsse er schon sagen — so ganz wohl fühle er sich nicht, was es sei könne er nicht sagen, es sei mehr ein allgemeines Unbehagen, als ein eigentliches Unwohlsein. Erica wollte schon vom Arzte reden. Aber Max rief: „Was fällt dir ein Schatz! Morgen bin ich wieder so frisch und gesund wie je. Ich will etwas länger ruhen, dann ists in Ordnung."

Endlich kommt ein Laut über seine Lippen . . .

Mit diesem Trost begab man sich in der Wohnung des Dr. juris zur Ruhe und sorgsam hütete sich die junge Frau, am Morgen den gesunden Schlaf ihres lieben Mannes zu stören. Diesmal schien er wirklich Ruhe nötig zu haben. Der Zeiger der Uhr rückte schon gegen zehn Uhr und noch traf der junge Herr keine Anstalten, sein Lager zu verlassen, so daß Erica besorgt hereinschlich, um zu sehen, ob er denn immer noch schlafe. . . .

Ja, woher? . . . Da lag er mit offenen Augen, der Schalk. Sie drohte ihm lächelnd mit dem Finger — aber was ist das? Dieser

eigentümliche Ernst, der aus seinen Augen spricht! Voll Schrecken fragt Erica, was ihm fehle? „So antworte doch!“ drängt sie, da Max mit der Sprache nicht heraus will. Endlich rafft er sich zusammen, er strengt sich mehrere Male umsonst an, etwas herauszubringen. Endlich kommt ein Laut über seine Lippen, aber was für einer? . . . Es ist nichts als das blöde, häßliche Blöcken des Schafes. Blööoh, blööoh, blööoh . . . das ist alles, was sie zu hören bekommt. Sie stellt verschiedene Fragen hastig ineinander — immer die gleiche Antwort.

Zuerst war es Verwunderung, dann ein gelinder Zorn, daß ihr Mann mit ihr solchen Schabernack treibe — endlich aber packt sie helle Verzweiflung und weinend verbirgt sie ihr Köpfchen in den Kissen des Bettes und verstopft sich die Ohren, um das blödsinnige Blööh nicht mehr hören zu müssen. Sie weiß sich nicht mehr zu helfen. Welch ein schreckliches Unglück . . ! Max, ein so lieber, guter Mann, das Ideal eines jungen Gatten — plötzlich blödsinnig geworden! Kann es etwas Entsetzlicheres geben . . . ?

Doch nein! Er scheint nicht blödsinnig zu sein . . ! Er winkt ihr mit der Hand und macht die Bewegung des Schreibens. Ah so! Papier und Bleistift her . . Max, der von den Tränen und der Verzweiflung seiner lieben Frau selbst auch zu Tränen gerührt war, schrieb auf einen Zettel vorerst ein Wort des Trostes an seine Frau, daß er bei gutem Verstande sei, aber sie möge doch so schnell wie möglich den Dr. Hans Findig kommen lassen. Er wisse, sein Freund sei ein sehr tüchtiger junger Arzt.

Das läßt sich die geängstigte junge Frau nicht zweimal sagen, in aller Eile wird Hans Findig gerufen, in aller Eile kommt er hergerannt, stürmt zu dem Freund ins Zimmer herein und erhält — auf alle seine Fragen keine andere Antwort, als ein blödes, trauriges Blööoh, Blööoh! Hans greift sich an den Kopf . . ., ja, so was! Schließlich wird er nachdenklich und nach einiger Zeit wendet er sich an die untröstlich weinende junge Frau mit der Frage:

„Sagen sie mir, verehrte Frau, ganz ins Einzelne hinein die Lebensweise, Tagesordnung, Speisen, Getränke, wie sie in ihrer Haushaltung Uebung waren, seit sie beieinander sind.“

„Ach, Herr Doktor, da ist doch nichts besonderes zu sagen! Ich habe doch gewiß meinen lieben Max nicht vergiftet . .!“

„Wo denken sie hin, Frau Doktor! So etwas nur auszusprechen! Ein Arzt kann ja oft aus scheinbar geringfügigen Umständen auf die Art der Krankheit und namentlich auf die ersten Anfänge derselben Rückschlüsse machen. Ihnen einen Vorwurf machen zu wollen, wäre mir nicht im Traume eingefallen. Aber mein lieber Freund muß wieder gesund werden, darum handelt es sich jetzt, und da ich mich erinnere, von einem ähnlichen Falle schon gehört zu haben, so glaube ich Ihnen sagen zu dürfen, daß hier gegründete Hoffnung auf vollständige Heilung vorhanden ist.“

Das wirkte nun wie ein erlösendes Wort auf Erica, und Hans erhielt jetzt alle nur gewünschte Auskunft und nachdem sie auch all die verschiedenen Sorten Schaffleisch aufgezählt hatte, mit denen sie ihren Mann so oft erfreut hatte, da legte Dr. Hans Findig nachdenklich den Finger an die Stirne, schritt ein paarmal das Zimmer auf und ab, blieb schließlich vor Frau Erica stehen und sagte:

„Ich habs! Mein lieber Freund hat ein zwar seltenes, aber nicht unheilbares Uebel, es ist die sogenannte Schafkrankheit, Ovitis superflua, wie der Lateiner sagt. Sie kann vorkommen, wenn ein Mensch sich ausschließlich oder fast ausschließlich von Schaffleisch ernährt. Diese Fleischsorte übt eine ganz eigentümliche, krampfartige Wirkung auf die Stimmbänder aus, die es dem Patienten verunmöglicht, einen andern Laut hervorzubringen, als ein dem Blöcken der Schafe ähnliches Heulen oder Bellen. Was man in einem solchen Falle zu tun hat, ergibt sich sozusagen von selbst. Meiden sie vorläufig in ihrer Küche einen Monat lang vollständig alle und jede Verwendung von Schaffleisch! Da der Patient nebstdem ganz gesund ist, so wird die Heilung einen raschen Verlauf nehmen. Für heute muß er freilich das Bett hüten. Es ist möglich, daß er bis gegen Abend schon wieder einige Worte sprechen kann. Von da an geht es dann rasch besser. Dann und wann wird ihm noch ein Blööoh über die Lippen kommen, aber nur ganz sporadisch. — „Tröste dich, mein Lieber,“ wandte er sich dann an den Patienten, „sei guten Muts! Heute Abend bist du fast ganz geheilt und für Morgen garantiere ich dir vollständige Heilung.“

Ein innig gerührtes, dankbares Blööoh war seine Antwort, er küßte dem Freunde die Hand

Von der Wiege bis zum Grabe.
Nach einem Gemälde von Theodor von Deschwanden.

und Frau Erika konnte nicht genug Worte des Dankes finden. Bald blühte jetzt wieder neues Glück und neue Freude in Max und Ericas freundlichem Heim. Aber als die juristische und die medizinische Fakultät das nächste Mal nach jener aufregenden Geschichte einander trafen, da meinte der Dr. jur:

„Du, Hans! Das würde ich ein zweites Mal kaum mehr wagen. Meine Frau ist ja fast aus dem Häuschen gekommen. Und weißt . . ., hie und da einmal hätte ich nicht ungern Schaffleisch. Aber Erica scheut sich fast mehr davor, als vor dem ärgsten Gift. Nun, ein Schaf bin ich gewesen. Ich mag nicht auch noch das Kalb, die Kuh oder den Ochsen spielen, sonst müßte ich noch Vegetarianer werden."

„Geschieht dir recht!" sagte der Medicus, „warum so ein Narr sein und der Frau es nicht gleich sagen, wenn man etwas lieber anders hätte . .? Immerhin ich muß dir das Kompliment machen, daß du deine Rolle als Schaf sehr natürlich gespielt hast. Hahaha . .! Adieu!"

Mit verdutztem Gesicht blieb der Dr. jur. noch einige Augenblicke stehen, während sein Freund davon eilte. Und wer ihn so sah, konnte sicherlich an seiner ganz besondern Disposition für die Schafkrankheit nicht zweifeln . . .

Aus der Eidgenossenzeit.

Der alte Pfarrer von Neuheim, Bumbacher mit Namen — ich hab' ihn noch wohl gekannt — erzählte oft, wie er standrechtlich erschossen werden sollte, weil die Eidgenossen bei der Besetzung des Kantons Zug in seinem Hause Schießpulver gefunden haben wollten. Vor der Exekution wurde er noch gefragt, ob er nicht noch einen Wunsch habe. Ja, er habe einen Wunsch, sagte er, und das sei der, man möge ihn doch mit jenem Pulver erschießen, das man in seinem Hause gefunden habe. — Ob denn das sein einziger Wunsch sei? — Ja, er habe keinen andern, antwortete er stolz. Er war ein Mann voll Mut, mit schöner aufrechter Haltung.

Jetzt wurden die Offiziere doch ein wenig stutzig. Sie ließen von dem Pulver kommen und untersuchten, es und da stellte sichs heraus, daß das Pulver nichts anderes war, als ganz unschuldiger — Mohnsamen, aus dem man damals Oel bereitete. Jetzt gabs mitten im Ernste des Krieges ein helles Lachen, und der mutige Pfarrer konnte sich wieder der Freiheit und dazu noch einer guten Behandlung von Seite der Eidgenossen erfreuen. —

Viel schlechter ist es einem Kapuziner ergangen, der vor einiger Zeit als Senior im Kloster zu Schwyz gestorben ist. Viele Jahre lang, die halbe Lebenszeit, litt er an einem auffallenden nervösen Zittern, das die Aerzte als unheilbar erklärten. Wie war er zu dieser peinlichen Krankheit gekommen? — Durch die „Eidgenossen" im Sonderbundsfeldzug. Der Pater war den Truppen in die Hände gekommen und die wollten nun an dem armen Mann ihre Siegesfreude über die Niederlage der Sonderbundstruppen Ausdruck geben und banden ihn zum „Scherz" vor die Mündung einer geladenen Kanone und einer kam mit der brennenden Lunte und tat so, als ob er den Schuß abgeben wolle. Das wiederholte man so oft bis der arme Kapuziner vor ausgestandener Angst zusammenbrach.

Von da an war er krank und hatte keine gesunde Stunde mehr. . . —

An einem andern Orte sollte der Pfarrer herhalten. Die Truppen gingen zum Sigrist und fragten, wo der Pfarrer sei. Der Sigrist wußte, wo er war und in seiner Angst führte er die Soldaten wirklich dorthin. Da saß nun der Pfarrer als Bauer verkleidet auf der Ofenbank und der Sigrist hatte nun doch die Geistesgegenwart zu ihm zu sagen: „So Vater, seid ihr auch noch da? Ich habe geglaubt, ihr wäret auch geflohen," worauf der Pfarrer erwiderte: „Ja, ich ha dänkt, es wärdi mir altem Ma wohl niemer nüd z'Leid tue." Darauf durchsuchten die Soldaten das Haus, fanden aber den Pfarrer nicht und zogen ab.

So gehts im Krieg. Behüt uns Gott davor!

J. K.